

## **Über Probleme der Schönheit in der belebten Natur.**

Von Prof. Dr. Josef Gicklhorn, Wien.

Vortrag, gehalten am 10. Jänner 1951.

Es war und bleibt immer ein Wagnis, zumindest ist man Mißdeutungen und Widerspruch ausgesetzt, wenn ein Biologe heutzutage über Schönheit der Natur spricht. Darüber hat ja jeder Naturfreund längst seine eigene Meinung und namentlich Laien in der Wissenschaft werden immer wieder erstaunt fragen, ob hier überhaupt ein Problem vorliegt! Jeder Naturfreund und Naturkenner sucht — anfangs vielleicht unbewußt bald aber zielsicher — auch nach Schönheit in der Natur und nicht bloß nach wissenschaftlich exakt beweisbaren Tatsachen und Ansichten. Es ist dann gleichgültig, ob ein Naturfreund Schönheit findet im gestirnten Himmel oder auf der festen Erde im Wandel der Jahreszeiten, ob einer die Schönheit einzelner Geschöpfe in freier Wildbahn beachtet oder bis zum Feinbau mikroskopisch kleinster Naturformen vordringt. Die drei Naturreiche bieten alle nur erdenkbaren Abstufungen und Arten der Schönheit, die — so ist die allgemeine Meinung — vom feierlich Erhabenen einer

Hochgebirgslandschaft oder des wildbewegten Meeres bis zum flüchtigen Wohlgefallen an irgend-einer Blume am Wegrande reichen.

Es sind nur wahllos herausgegriffene Beispiele, wenn einer als Beweise der Schönheit in der Natur eigens anführen wollte: die Formen und Farben vieler Blüten und Blätter, Käfer, Schmetterlinge oder Vögel; die Anmut tierischer Bewegungen beim Fliegen, Laufen, Springen oder Schwimmen und den Reiz des Spieles junger Tiere; oder die Muster und ornamentalen Zeichnungen auf Flügeln von Schmetterlingen oder Käfern, auf Schalen von Schnecken und Muscheln. Jeder Naturfreund denkt auch an den Wohllaut der Stimmen von Singvögeln, die Kunstbauten als Nester und Gespinste und mancher vielleicht an die Feinstrukturen im Skelett und den Skelettbestandteilen niederer Tiere, z. B. Schwämme, Korallen, Radiolarien usw. Jeder Schritt durch die Säle eines größeren Museums oder die Gewächshäuser einer Ziergärtnerei bietet förmlich greifbare Beispiele, welche unmittelbar zum Begriff der Naturschönheit führen und immer neue Eindrücke von Kunstformen der Natur vermitteln. In den Kristallgestalten, in der Zierlichkeit von Schneeflocken und Eisblumen, im Glanz und der Farbe vieler Edelsteine, im Spiel der Wellen und dem Farbenzauber wandelbarer Wolken findet jeder beliebig viel Schönheit der Natur auch im Unbelebten.

Wollte einer ernstlich bezweifeln oder gar leugnen, daß es tausendfältig abgestufte Naturschönheiten überhaupt gibt, dann würde er bei fast allen Naturfreunden und Naturkennern nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Man würde das Beharren auf einem abweisenden Urteil entweder als ein Zeichen schlechter Beobachtungsgabe oder abgestumpften Denkens, vielleicht gar als eine Gemütsroheit ansehen. Wer mit Naturfreunden Umgang pflegt, weiß aus eigener Erfahrung, wie energisch sich jeder gegen die Meinung wehrt, daß seine „ästhetische“ Naturbetrachtung bloß romantische Schwärmerei sei, also einer ernststen Beachtung oder gar wissenschaftlichen Vertiefung überhaupt nicht wert sei. Eine ästhetische Naturbetrachtung — mag sie tausendmal belächelt werden — ist eben für Tausende und Abertausende schlechthin ein Bedürfnis und Element ihres geistigen Lebens.

Die Problematik über Schönheit in der Natur rührt aber auch an Grundfragen der Erziehung und des Unterrichtes in Schulen aller Stufen; sie bietet kaum zu überschätzende Möglichkeiten und erprobte Wege zur Volksbildung und Kunsterziehung, und umfaßt ebenso manches eindrucksvolle Kapitel der Geschichte vom Wandel großer kulturgeschichtlicher Epochen. Dazu kommt noch, daß das Wissen um Naturschönheit aller Art so viele zu einer vertieften Heimatliebe führt und

ästhetische Natureindrücke mit zu den stärksten Erinnerungen und festesten Klammern an die Heimat gehören.

Fragen über Schönheit in der Natur gehen jeden Künstler und Kunstkenner an, denn Natur in irgendeiner Form war und bleibt dauernd ein Hauptgegenstand künstlerischer Bemühungen und eine nie versagende Anregung, trotz aller Experimente, natürliche Formen als Vorbild künstlerischer Darstellungen auszuschalten.

Bei dieser Sachlage, die sicher jeder aus eigenem Erleben kennt, ist es doch seltsam, daß man die Stimme von Biologen so selten berücksichtigt, obwohl gerade die Biologie die größte Zahl an Beispielen für Naturschönheit zu bieten hat. Wenn ein Biologe über Ästhetik in der Natur spricht oder schreibt, dann empfinden es Viele förmlich als eine unbefugte Grenzüberschreitung in das Gebiet reiner Ästhetik, obwohl nachweisbar die Gesichtspunkte dieser mehr philosophisch, historisch oder künstlerisch eingestellten Disziplin sachlich und methodisch viel zu eng sind im Hinblick auf den Umfang der Fragestellung überhaupt. Gegenstand wissenschaftlicher Ästhetik sind ja menschliche Kunstwerke jeder Art, die meist nur ausgewählte Motive aus einer erdrückenden Mannigfaltigkeit an Formen und Farben, Vorgängen und Zuständen in der Natur darstellen, wobei vorwiegend der menschliche Körper, bloß wenige

Tier- und Pflanzenformen, Stimmungen oder Bilder von Landschaften ausgewählt werden. Zur Problematik der Naturschönheit ist es doch sicher bezeichnend, daß ein bekannter Ästhetiker über Naturschönheit einmal freimütig schrieb, sie sei die „cruX“ („das liebe Kreuz“) der Ästhetik, ästhetische Forschungen wurzelten allzu stark in der Psychologie und Natur außer uns sei viel zu stark in den Hintergrund gedrängt.

Wer heutzutage über Naturschönheit spricht, muß sich mit einer geradezu grotesk anmutenden Tatsache abfinden. In unseren weitest verbreiteten Lehr- und Handbüchern der Biologie, in unzähligen botanischen oder zoologischen Werken, in Doktorarbeiten, Diskussionen und Vorträgen unter Naturforschern fehlt das Thema Naturschönheit entweder überhaupt oder es werden ihm nur wenige Sätze oder Absätze gewidmet! Diese sind dann aber durchgehends bewußt „volkstümlich“ gehalten oder bieten vermeintlich dichterisch beschwingte Naturschilderungen. Ältere Schriften über Naturschönheit scheinen vergessen zu sein oder werden in ihrer Grundhaltung von den meisten Biologen der Gegenwart einfach abgelehnt. So sind still und unvermerkt Fragen aus der Biologie verschwunden, denen z. B. Goethe, A. v. Humboldt, Darwin, Kant, Dürer, Schopenhauer und so viele große Geister bevorzugende Aufmerksamkeit widmeten. Zeit-

strömungen und Modefragen haben Studien über Naturschönheit aus dem Blickfeld der Forschung verdrängt, oft nur deshalb, weil viele eine wissenschaftliche und künstlerische Naturbetrachtung für unvereinbar halten.

Wenn nun trotzdem ein Naturfreund wissenschaftlich biologische Studien über Naturschönheit — es sind ihrer nicht allzu viele — durchsehen würde, dann erlebte er eine Überraschung. Jeder meint doch gutgläubig und gestützt auf seine naive Naturbeobachtung, daß alle Schönheit in der Natur selber steckt. Jeder Naturfreund ist davon überzeugt, daß Schönheit aller Art einfach eine beobachtbare, gegebene Tatsache ist und jeder setzt in aller Stille voraus, daß die Fülle schöner Formen, Farben, Bewegungen usw. genau so von bestimmten Regeln und Gesetzen beherrscht wird wie der Ablauf der Lebensleistungen von physikalischen, chemischen und biologischen Gesetzen. Jeder Naturfreund meint, daß der Wissenschaft doch daran gelegen sein muß, auch die Gesetze der Naturschönheit zu studieren und ebenso klar auszudrücken wie irgendein anderes Naturgesetz. Naturfreunde sehen es als selbstverständlich an, daß die Natur nicht bloß nach festen kausalen Gesetzen schafft, sondern ebenso planmäßig „schöne“ Naturdinge gestaltet, die eben ihre ästhetischen Gesetze in sich haben. Und jeder Naturfreund ist überzeugt davon, daß z. B. eine

Heckenrose schön ist und es auch bleibt, selbst wenn sich jemand an den „häßlichen“ Stacheln schmerzhaft und blutig verletzt. Ein namhafter Zoologe sagt ausdrücklich (als Gegenstück zu diesem Beispiel): „Einen Zoologen entzückt der Anblick einer im klaren Meerwasser schwimmenden Qualle. Ein anderer, den Quallen beim Baden mit Schleim überzogen und wie Nesseln gebrannt haben, verabscheut sie als häßliche Tiere.“

Es ist klar, welche Folgen sich aus solchen widerstreitenden Meinungen ergeben. Die einen behaupten, daß jeder Naturbetrachter seine eigenen Lustgefühle und sein persönliches Wohlgefallen an bestimmten schönen Naturdingen in diese hinein verlegt. Ausschließlich menschliche Stimmungen, Empfindungen und Gefühle, die selber den stärksten Schwankungen unterworfen sind, sollen darüber entscheiden, ob in einem Werturteil gewisse Naturformen als „schön“ andere als „unschön“ oder gar „häßlich“ zu gelten haben. Man argumentiert dahin, daß Farben, Formen und Bewegungen in der Natur erst dann wirklich als objektiv schön zu gelten hätten, wenn sie allen Menschen in gleichem Maß und zu jeder Zeit gefallen würden, was aber nachweisbar nicht der Fall ist.

Einer solchen Meinung stehen die Auffassungen berühmter Künstler des Wortes, der Farbe, des Stiftes und des Meißels gegenüber, die D ü r e r

folgen, von dem ja der berühmt gewordene Satz stammt: „Alle Kunst steckt in der Natur und wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Der gleichen Ansicht ist G o e t h e und mit ihm ungezählt viele Künstler. Ich erinnere in diesem Zusammenhang auch an einen Satz von W i n c k e l m a n n, der verlangt: „Es ist nicht genug, zu sagen, daß es etwas schön ist, man soll auch wissen, in welchem Grade und warum es schön sei.“ Und sicherlich verdient es ebenso Beachtung, wenn ein berühmter Zoologe von den Quallen der Ctenophorengruppe sagt: „Wird nicht die Freude, die Natur in ihrem Schaffen zu ergründen, verdoppelt, wenn das Objekt der Untersuchung so freigiebig den Zauber der Schönheit zur Schau trägt, womit es fast überreichlich ausgestattet ist?“ ... Keiner hat es je versäumt, mit beredten Worten diese zartesten Meisterwerke der Natur zu preisen, ehe er den Ton nüchterner Darstellungsweise anschlug.

Im Streit über Naturschönheit ist für den Biologen der Standpunkt D a r w i n s und seiner Anhänger besonders beachtenswert. Sie suchen nicht erst nach Schönheit in der Natur, sondern sehen sie einfach an als gegeben und allgemein bekannt. In den Mittelpunkt der Ausführungen wird die Frage gerückt, wie denn d a s E n t s t e h e n der so mannigfaltigen Schönheit in der belebten Natur erklärt werden kann und was sie für



den lebenden Organismus selbst, unabhängig von jedwedem ästhetischen Genuß und Urteil des Menschen, wert ist. Nach Darwin sollen auch schöne Naturformen durch die allgemeine Entwicklung alles Lebendigen unter den fördernden oder hemmenden Lebensbedingungen und noch unbekannt inneren Ursachen entstanden sein, sich im Kampf ums Dasein durch Auswahl und Überleben des Passendsten erhalten und bis zu einem Höchstmaß des gegenwärtigen Zustandes gesteigert haben. Nach Darwin gibt es in der Natur aber keine andere Schönheit als jene, die lebenserhaltende, nützliche Anpassung und Zweckmäßigkeit irgendwelcher Art bedeutet. „Die Blumen werden unter die schönsten Naturprodukte gezählt, aber sie wurden nur deshalb auffallend gebildet, damit sie sich von den grünen Blättern abheben und infolgedessen sind sie zugleich schön geworden, so daß das Insekt sie gleich bemerkt.“ Aus solchen Worten geht doch klar hervor, daß es nach dieser Ansicht in der Natur keinerlei Schönheit gibt, die nicht in Beziehung zur Umgebung und den Wechselwirkungen mit andern Lebensformen stünde. Auch die sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale, die wir so oft in der Natur finden und die sich in einem auffallenden Unterschied in Farben, Mustern, Größe und Gestalt zwischen Männchen und Weibchen äußern (man denke nur an Pfau und Pfau-

henne), will Darwin durch das Prinzip der Nützlichkeit erklären, wobei er den Weibchen, sogar solchen niederorganisierter Tiere einen ausgesprochenen „Schönheitssinn“ zuschreibt, der bei der Auslese der Männchen eine entscheidende Rolle spielen soll. Mit der Formel: „Schönheit ist gleich Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, entstanden im Dienste der Arterhaltung und ihrer Weiterentwicklung“ hat Darwin wenigstens die auffälligsten Beispiele ausgesprochener Naturschönheit zu erklären versucht. Aber dazu sei gleich gesagt, daß sich eine kleine Gruppe von Naturforschern sofort gegen eine derart „krämerische Profanierung“ der Naturschönheit wendete. Aber die Zahl der Gegner Darwins blieb so verschwindend klein, daß ihre Stimmen in dem leidenschaftlichen Kampf für und gegen Darwin — anderer Ideen wegen — einfach überhört wurden. Sehr beachtenswert ist die Stimme des Herzogs von Argyll, der als Gegner Darwins seine Betrachtungen und Beobachtungen in dem Satz zusammenfaßte: „Nur die Schönheit und Formenmannigfaltigkeit an sich geben den Grundsatz und die Regel, nach der die Schöpfungskraft... sich betätigt.“ Zwei scheinbare Nebensächlichkeiten verdienen dazu Erwähnung: die Begründer dieser Lehre von der Schönheit in der Natur sind nahezu ausschließlich Engländer

(Charles Darwin, Herbert Spencer, A. Wallace, Allen Grant u. a.) und keiner von ihnen hat sich davon abhalten lassen, trotz ihrer nüchtern abwägenden Beurteilung voller Entzücken mit geradezu dichterischen Worten über eigene Beobachtungen zu reden und zu schreiben!

Wer heute die verschiedenen Ansichten über Naturschönheit in der Geschichte der Biologie vergleichend betrachtet und dazu noch den Wandel des Schönheitsbegriffes unter Kulturvölkern und während verschiedener Kulturepochen zweier Jahrtausende berücksichtigt, der wird immer wieder nur staunen können. Altgriechische Naturforscher haben einst die Schönheit des indischen Pfaues derart bewundert, daß sie erklärten, ein solcher Vogel kann nur der Schönheit seines Federkleides wegen erschaffen sein. Im gläubigen Mittelalter betrachtete man alle Naturschönheit einfach als von Gott geschaffen zu seiner eigenen Ehre und Lobpreisung. Die Schönheit der Natur war wohl mitbestimmend, daß es im Mittelalter so leicht zu einer Verschmelzung von „Natur und Geist“, Wissen und Glaube kam und man es kompromißlos und mit Würde ablehnte, über solche Dinge nachzudenken und zu versuchen, sie vernunftsmäßig zu „erklären“.

Es ist offensichtlich ein Unterschied zwischen dem Schönheitsbegriff z. B. Darwins und jenen Gedanken großer Philosophen und Theologen,

welche die Naturschönheit jeder Art in Werturteile zu fassen versuchen, darunter auch solcher im Sinne der Ethik. „Das Schöne sei das Symbol des Guten“, sagt Kant. „Nur als ästhetisches Phänomen ist das Dasein und die Welt gerechtfertigt“ schrieb Nietzsche. „Das Schöne ist der Glanz des Wahren“ lehrte Thomas von Aquin. „Die schöne Natur ist das Symbol der Freiheit. Und dieweil sie dies ist, ist sie eben schön“ behauptete ein Ästhetiker. Immer wieder warf man den Versuchen einer exakt wissenschaftlichen Erklärung der Naturschönheit vor, daß sie eine viel zu derbe Auffassung der Schönheit zugrundelege, nur auf bunte Farben und ungewöhnlichen Zierrat achte und nur eine grob psychologisch begründete Deutung gebe. Man wies darauf hin, daß wir nicht minder viel Schönheit in den feinen Schattierungen der Zeichenmuster unzähliger Schmetterlinge, Käfer, Blüten und Blätter finden, und daß die wahre Schönheit oft nur in der Harmonie und den zartesten Abtönungen von Farben, Bewegungen, Tönen usw. sich findet, garnicht zu reden von den bewundernswerten Kunstformen der Natur unter mikroskopischen Tier- und Pflanzenformen oder den Gewebestrukturen von Organen höherer Organismen. Man kann sich wohl kaum einen größeren Gegensatz in der Art der Betrachtungen über Naturschönheit denken, als z. B. eine Gegenüberstellung der Schriften von

Darwin und Alexander v. Humboldt, der leidenschaftlich neben einer rein wissenschaftlichen Naturbetrachtung auch für eine ästhetische eintrat.

Inmitten der bisher offensichtlich unfruchtbaren Diskussion über Naturschönheit stößt man überraschenderweise auch auf Versuche, die verschiedenen Arten von Naturschönheiten — im landläufigen Sinne — in ein System zu bringen und vor allem Unterschiede oder Zusammenhänge zu erfassen. Die größte Beachtung fand unter Naturfreunden das System von Ernst Haeckel, der während seiner ganzen Lebenszeit als Naturforscher sozusagen zum Herold der Naturschönheit geworden ist und dessen Werk „Kunstformen der Natur“ weltweite Verbreitung gefunden hat. Haeckel unterscheidet zunächst eine Schönheit in der Natur, die wir „unmittelbar sinnlich durch Empfindungen angenehm wirkender Reize“ wahrnehmen von einer „assoziativen oder symbolischen“, die nur den höchst organisierten Wesen zukommt und die durch Ideen und Vorstellungen gekennzeichnet ist. Im ganzen unterscheidet Haeckel 8 Klassen, beginnend mit der Schönheit einfacher Formen (Kugelgestalt) und reiner Grundfarben bis zur landschaftlichen Schönheit, für die „eine absolute Unregelmäßigkeit und der Mangel an Symmetrie und mathematisch bestimmten Grundformen erste Vorbedingung ist.“

H a e c k e l geht sogar so weit, daß er die M ö g l i c h k e i t der Trennung dieser beiden Klassen auf verschiedene Nervenzellen, bzw. Gehirnpartien lokalisiert, und zwar im ersten Fall die „ästhetischen Neuronen“, im zweiten die „phronetischen Neuronen“. Es bleibe jedem überlassen, sich selbst darüber ein Urteil zu bilden, jedenfalls hat H a e c k e l s Meinung weder bei Naturforschern noch Künstlern oder Fachästhetikern einen nachhaltenden Eindruck hinterlassen. In seinen „Lebenswundern“ schreibt H a e c k e l: „Eine vergleichende Übersicht über die angeführten acht Hauptarten der Schönheit der Naturformen zeigt uns eine zusammenhängende Entwicklungsreihe, aufsteigend vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Niederen zum Höheren. Dieser Stufenleiter entspricht auch die Entwicklung des Schönheitsgefühles beim Menschen, ontogenetisch vom Kinde zum Erwachsenen, phylogenetisch vom Wilden und Barbaren zum Kulturmenschen und Kunstkritiker.“ Es ist klar, daß H a e c k e l als begeisterter Vorkämpfer für den Entwicklungsgedanken auch die Naturschönheit unter diesem Gesichtswinkel sieht.

Trotzdem Probleme über Naturschönheit in der heutigen Biologie kaum diskutiert werden, finden wir doch bei namhaften Forschern (Zoologen und Botanikern) die Ansicht, daß es sich um kein a u s s c h l i e ß l i c h subjektives Phänomen

handle, sondern daß Naturschönheit „zutiefst in der Sphäre der Natur verankert ist“. Es ist in jüngster Zeit z. B. von einem führenden Botaniker (Wilhelm Troll) darauf hingewiesen worden, daß in allen Fragen der Naturschönheit der alte Streit zwischen „Nominalismus“ und „Realismus“ wieder auflebt. Es geht in diesem Streit um die Frage, ob unseren Begriffen eine Wirklichkeit in der Natur entspricht, und alle Naturdinge nur nach Naturgesetzen begreiflich seien, die sich den Forderungen des Kausalitätsprinzipes fügen. „Es ist förmlich mit Händen zu greifen, daß die Schönheit natürlicher Gebilde nicht ein nominalistisch zu wertendes Phänomen ist, sondern in den Objekten wurzelt. Der Mensch kann die Naturgegenstände überhaupt erst als schön empfinden, weil sie die Bedingungen für ihr Schönsein in sich selbst enthalten. Die Natur selber ist es also, welche die nominalistische Auffassung widerlegt und den Realismus fordert.“ Dies das Gesamturteil von W. Troll in seiner Studie „Das Problem des Schönen“. — „Es verhält sich mit unserem Erleben des Schönen in der Natur genau gleich wie mit demjenigen in der Kunst. Wir tragen, wenn wir eine Symphonie hören, nicht in eine an sich sinnlose Tonfülle ein ästhetisches Erlebnis hinein, das zuvor von unserer Seele geboren wurde. Nicht unser Geist ist

es, der auf die Anregung durch einen verworrenen Haufen von Tönen hin absolut schöpferisch das Schöne erzeugt. Vielmehr leuchtet es in uns auf, weil es der Geist des Komponisten als Idee in sich trug, und in dem Werke zum Ausdruck brachte.“ Dies die Ansicht von Hans Wegmann. Sie findet ihr Gegenstück in dem Urteil eines sonst sehr nüchtern denkenden Botanikers (Jos. Velenovský), der in einer „Vergleichenden Morphologie der Pflanzen“ schreibt: „Die ganze Pflanze bildet ein harmonisches, künstlerisches Ganzes... Wir akzeptieren noch den Umstand, daß sich die Pflanze von dem Prinzip der Zierlichkeit und Ästhetik leiten läßt. Nennen wir dieses Prinzip Ornamentalismus. Der Ornamentalismus ist unserer Meinung nach die Verkörperung eines Zustandes des Pflanzenplasmas, dessen biologischen Zweck wir nicht absehen, welcher sich aber in der Ausgestaltung nicht nur zweckmäßiger, sondern auch ästhetisch und schön ausgeführter Organe offenbart. Dieses Prinzip ist am meisten in den Blüten ausgesprochen, läßt sich aber in der gesamten Pflanzen- und Tierwelt verfolgen. ... Auf uns macht es den Eindruck, daß sich die Pflanze dessen nicht bewußt ist, daß sie dekorative Formen bildet... Warum und wozu aber die Pflanze sich einen Zierrat ausgebildet hat, das können wir nicht einmal ahnen.“



Solchen und ähnlichen Spekulationen über Naturschönheit gegenüber verlangt ein Naturfreund doch meist einen handgreiflicheren Beweis. Er sieht ihn in der Regel darin, daß er ein schönes Naturding unmittelbar und ohne langes Nachdenken und logisch begründetes Urteilen gleich beim ersten Sehen eben als „schön“ empfindet. Naturfreunde wissen in der Regel auch nicht von der Unzahl verschiedener Definitionen des Begriffes Schönheit und halten sich an ihre eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, ganz im Sinne naiver Naturbetrachtung. Es ist tatsächlich erstaunlich, daß die Mannigfaltigkeit schöner Naturdinge in den hochentwickelten Tier- oder Pflanzenfamilien, Ordnungen oder Klassen am auffallendsten ist. Die niederen Pflanzenformen z. B. wie Moose und Farne empfinden wir als schön, wesentlich durch ihre Gestalt und ihre einfache Farbe. Hochentwickelte Pflanzengruppen von geologisch jüngstem Alter haben in Formen und Farben eine ungleich größere Mannigfaltigkeit, verbunden mit einer gesteigerten Zweckmäßigkeit. Man denke nur an die Fülle schöner Orchideenblüten! In der Entwicklung einer Pflanze wird der Höhepunkt der Schönheit unbestreitbar mit der Blüte erreicht, die selbst den Gipfelpunkt der Entwicklung des Individuums darstellt. Wenn man die verschiedenen Insektengruppen vergleichend ihrer Schönheit nach ordnet, dann sind die primitiven Formen zweifellos

am Beginn der Reihe zu stellen, während die Schönheitsträger der ganze Klasse auch entwicklungsgeschichtlich (phylogenetisch!) Endglieder einer Stufenleiter darstellen. Es ließen sich reichlich Beispiele anführen, die zugunsten einer *Entwicklung* der Schönheit in der Natur sprächen, aber im Hinblick auf den gewaltigen Umfang der ganzen Frage über Naturschönheit wird man heute nur bedauern müssen, daß noch keinerlei systematische Untersuchungen an Hand eines eigens zu diesem Zwecke gesammelten Materials vorliegen. Eine ästhetische Naturbetrachtung hält eben fast jeder Naturforscher als unfruchtbar, vielleicht auch als romantische Schwärmerei, aber nicht als Gegenstand objektiver Forschung. Fragen über Naturschönheit sind geradezu verpönt.

Aber es muß doch zu denken geben, wie leicht naive Gemüter der Illusion unterliegen, natürliche Schönheit und künstlerischen Ausdruck gleichzusetzen. Besucher reichhaltiger Museen oder botanischer Gärten und Gewächshäuser bewundern ja regelmäßig die Formen der Natur mit dem Urteil, daß diese „wie künstlerisch vollendet“ seien. Dieselben Menschen stehen staunend z. B. vor einem Bild oder einer Plastik alter Meister mit dem Ausruf: „Wie natürlich!“ Immer wieder hört man von Naturfreunden, daß so viele Naturdinge „schön wie zum Malen“ seien, womit die Idee ausgedrückt wird, daß die vergängliche

Naturschönheit erst durch die künstlerisch vollendete Nachbildung erkannt und dauernd wird.

Im Zusammenhang mit Fragen über Naturschönheit hört man von Naturfreunden immer wieder den vergleichenden Hinweis auf Werke der Technik. Es kann doch kein Zweifel aufkommen, daß moderne Automobile, Lokomotiven, Flugzeuge, Brücken, Hallenbauten usw. nicht nur in der Konstruktion technisch vollendet und zweckmäßig sind sondern vielfach auch als schön empfunden werden. Dazu bringt jeder auch Vergleiche mit den ältesten ersten Konstruktionen und Modellen, die wohl das Prinzip einer Erfindung verwirklichen, aber von Schönheit weit entfernt sind. Man denke etwa an die ersten Automobile mit Benzinmotor und unsere heutigen Luxuswagen mit Karosserie in Stromlinienform. Ähnlich liegt der Fall bei der ersten Lokomotive im Vergleich zu einer modernen Schnellzugslokomotive oder einer zweckmäßig konstruierten Holzbrücke über einen kleinen Fluß, verglichen mit Eisenbahnbrücken über Kilometerlänge. In allen diesen Fällen wird jeder zugeben, daß die Erfindung zunächst das Wesentliche brachte, das später weiter entwickelt und vervollkommnet wurde, bis eben — gewollt oder ungewollt — Zweckmäßigkeit und Schönheit vereint waren. Eine Parallele mit den früher genannten Beispielen einer immer größeren Mannig-

faltigkeit der Naturschönheit späterer, höherer Entwicklungsstufen drängt sich von selber auf.

Nur gestreift sei abschließend das von der Naturschönheit unzertrennliche Problem der Häßlichkeit. Darüber wird noch viel weniger von Biologen geredet und geschrieben als über die Schönheit der Natur. Es ist aber ein durchaus ansprechender Gedanke in einer Überlegung, die O. K ö n i g mit folgenden Worten formuliert:

„Nun wird vielleicht der eine oder der andere aufstehen und sagen, daß wir ja doch nicht jede Form als schön empfinden — da ist die warzige Kröte, der schleimige Egel. ... Es gibt eben Formen, Farben, Muster, die uns vielfach mit Abscheu und Ekel erfüllen, aber ... es sind immer solche Bildungen, die von unserem menschlichen Standpunkt aus krankhaft sind. Wir haben ... zutiefst im Inneren Abscheu vor Wunden, vor schleimiger Absonderung, vor warzigem Ausschlag, verfärbter Haut und verunstalteten Formen. Wir haben diesen Abscheu als Gesunde, weil vom Standpunkt des Lebens die Ansteckung vermieden werden soll. Es sind dies biologisch sinnvolle, äußerst zweckmäßige Zusammenhänge. Und so kommt es eben, daß uns die entsprechenden Merkmale allein ganz unabhängig mit Abscheu erfüllen.“

Im Urteil über Häßlichkeit spielen wohl an-erzogene Vor- und Fehlurteile, unangenehme per-

sönliche Erlebnisse und vielleicht gar unbewußte, instinktive Abneigung gegen mancherlei häßliche Tiere eine Rolle, unter denen ja tatsächlich vielfach Giftträger sind. Es scheint, daß Aufklärung über die oft außerordentlich interessante Biologie „häßlicher“ Tierformen und das Wunderwerk im Feinbau ihrer Organe und Gewebe hier manches Fehltrüben korrigieren kann, ohne daß damit freilich die Problematik der Häßlichkeit von Naturdingen erledigt wäre.

Skeptikern gegenüber, die keine Hoffnung haben, in einer kaum faßbaren Mannigfaltigkeit der Naturschönheit jemals ordnende Gesetze oder Regeln zu finden, könnte man darauf hinweisen, daß in der Naturwissenschaft es genug Probleme gab, die anfangs ebenso hoffnungslos schienen. Man denke an die Erblichkeit, in der Zufälligkeiten und eine unbegreifliche Willkür jedes Suchen nach gesetzmäßigen Beziehungen früher aussichtslos erscheinen ließen. Und heute? Gesetze der Erblichkeit gehören mit zu den größten Errungenschaften biologischer Forschung. Ähnlich war es in der vergleichenden Morphologie und Entwicklungsgeschichte, welche die Mannigfaltigkeit der Naturformen auf wenige Typen zurückführen konnten. Das periodische System der Elemente, die Kristallographie und die Atomforschung zeigt doch, wie sehr sich in vermeintlich „unlösba- ren“ Problemen ein Wandel vollzogen hat. Es bleibt nur

die Frage, wem die erlösende Tat gelingen wird und wie lange es noch dauert, ehe auch in der Biologie eine „objektive“ Ästhetik begründet werden kann — falls die Schönheit wirklich in der Natur steckt, als eine ihrer elementaren Erscheinungsformen, als ein „Urphänomen“ im Sinne Goethes.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1951

Band/Volume: [90\\_91](#)

Autor(en)/Author(s): Gicklhorn Josef

Artikel/Article: [Über Probleme der Schönheit in der belebten Natur. 90-111](#)